

Keine Schicksalsgemeinschaft, eher Abwehr und Neid

Zeitzeugen im Interview: Die Rolle der Flüchtlinge und Vertriebenen im Osnabrück der Nachkriegsjahre

Von Rainer Lahmann-Lammert

Sie wurden in Viehwagen und Güterwaggons gepfercht, zogen in endlosen Trecks über die Landstraßen, drängten sich auf hoffnungslos überfüllte Ostseedampfer und wurden ausgeraubt, beschossen und bombardiert. Den Flüchtlingen und Vertriebenen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in den Westen kamen, schlug oft eisige Ablehnung entgegen. Auch im zerbombten Osnabrück. Das neue Buch „Zeitzeugen im Interview“ beschreibt den schwierigen Integrationsprozeß (Universitätsverlag Rasch, 48 DM).

An die Nissenhütten können sich ältere Osnabrücker noch gut erinnern. Selbst in der Innenstadt wurden die runden Baracken mit dem Wellblechdach aufgestellt, und in den Randbezirken gehörten einige noch jahrzehntelang zum Alltag. Der Krieg hatte in der Stadt 7200 von 12 000 Wohnhäusern zerstört. 1945 suchten 20 000 ehemalige Zwangsarbeiter aus dem Umland in Osnabrück Unterkunft. Noch drei Jahre nach Kriegsende warte-



ANKUNFT IN OSNABRÜCK: Dieses Bild spricht Bände. Es wurde 1945 an der Zughaltstelle in Schinkel aufgenommen. Im Hintergrund das OKD-Werk.

Zuzugsgenehmigungen in Dauerzuzugsgenehmigungen umzuwandeln und vor allem die Zusammenführung der Flüchtlingsfamilien zu ermöglichen. Hier fehlt der gute Wille und das menschliche Verständnis recht spürbar.“

Natürlich fehlte es an Wohnungen, aber auch an Nahrungsmitteln für die Stadtbewohner. Im ersten Nachkriegsjahr konnten sie noch von den schlechten Eisenbahnverbindungen ins Ruhrgebiet profitieren. So verkauften die Bauern ihre Erzeugnisse im Nahbereich, also in Osnabrück.

Doch schon bald war es damit vorbei. Im Herbst 1946 litten die ersten Osnabrücker an Hunger, und im darauf folgenden bitterkalten Winter waren viele betroffen. Frieren mußten vor allem die Flüchtlinge und Vertriebenen in ihren schlecht isolierten und mangelhaft beheizten Notunterkünften. „So war es sicher kein Zufall“, schreibt Bernhard Parisius, „daß der erste Kältetote des Jahres 1947 ein Flüchtling war.“

Um dem Hunger zu begegnen, verteilte die Stadtverwal-

Alles verloren oder ausgebombt

ten 3000 ausgebombte Familien darauf, wieder in die Stadt zurückkehren zu dürfen.

Vor diesem Hintergrund wiesen die britischen Besatzer der Stadt Osnabrück keine Vertriebenentransporte zu. Dafür wurde sie von den anderen Städten des Regierungsbezirks „heftig beneidet“, wie es Mitherausgeber Dr. Bernhard Parisius ausdrückt. Denn die Zuwanderer aus dem Osten galten allgemein als eine Bürde.

Plötzlich standen die Ausgebombten von hier jenen Menschen gegenüber, die durch Vertreibung und Flucht alles verloren hatten. Natürlich gab es gelegentlich auch Beispiele von Hilfsbereitschaft und menschlicher Wärme. Aber eine „Schicksalsgemeinschaft“ zwischen Einheimischen und

Zugewanderten habe es im zerstörten Nachkriegsdeutschland nicht gegeben, resümiert Prof. Dr. Klaus-J. Bade, der andere Herausgeber des Buches. Noch lange nach der Ankunft von Flüchtlingen und Vertriebenen seien sich beide Seiten oft mit Abwehrhaltungen, Skepsis und Sozialneid begegnet.

Bade weist darauf hin, daß sich die Einheimischen oft in der Rolle der vom „Flüchtlingsstrom überschwemmt“ gefallen hätten, „die dann mit ihren gewaltigen Leistungen trotzdem die Flüchtlinge und Vertriebenen integrierten“. Mit dieser Betrachtung habe man verkannt, daß Flüchtlinge und Vertriebene durch ihre wirtschaftliche Leistung den Lastenausgleich zu wesentlichen Teilen selbst finanziert hätten. Auch von der Stadt Osnabrück sei immer wieder auf

die gewaltige „Flüchtlingslast“ hingewiesen worden, aber nicht auf mancherlei Vorteile, die sich dadurch für sie ergeben hätten.

Parisius nennt die Details: Mit dem Hinweis auf die Zerstörungen konnte die Stadt einerseits die Zuweisung von Flüchtlingsfamilien abwehren, zugleich aber arbeitsfähige Männer aus deren Reihen anwerben. Obwohl das städtische Bauamt darüber sogar Streit mit dem Flüchtlingsamt und dem Arbeitsamt bekam, verkaufte die Stadt ihre „Rosinenpickerei“ nach außen als rein humanitären Akt.

Mit einem Blick auf den Arbeitsmarkt erklärt der Flüchtlingsforscher, warum trotz der desolaten Situation so viele Zugewanderte eine Beschäftigung fanden: „Obwohl durch die Luftangriffe nicht nur Wohnhäuser, sondern auch Fabriken

und Werkstätten zerstört worden waren, begann die Wiederaufnahme der Produktion nach Kriegsende rasch. Selbst die besonders schwer getroffenen Klöckner-Werke zählten schon im Sommer 1945 wieder 546 Mitarbeiter, und im Osnabrücker Kupfer- und Drahtwerk arbeiteten bereits im Herbst 1945 erneut 850 Menschen.“ Auch in anderen Industrie- und Handwerksbetrieben konnten die fehlenden Arbeitskräfte nur aus den Reihen der Zuwanderer gewonnen werden. Viel zu tun gab es natürlich auch beim Beseitigen der Trümmer und beim Wiederaufbau der Häuser. Parisius weist darauf hin, daß es die Flüchtlingshandwerker waren, die 1948 zur 300-Jahr-Feier des Westfälischen Friedens in großer Eile das zerstörte Rathaus aus Ruinen wiederaufstehen ließen.

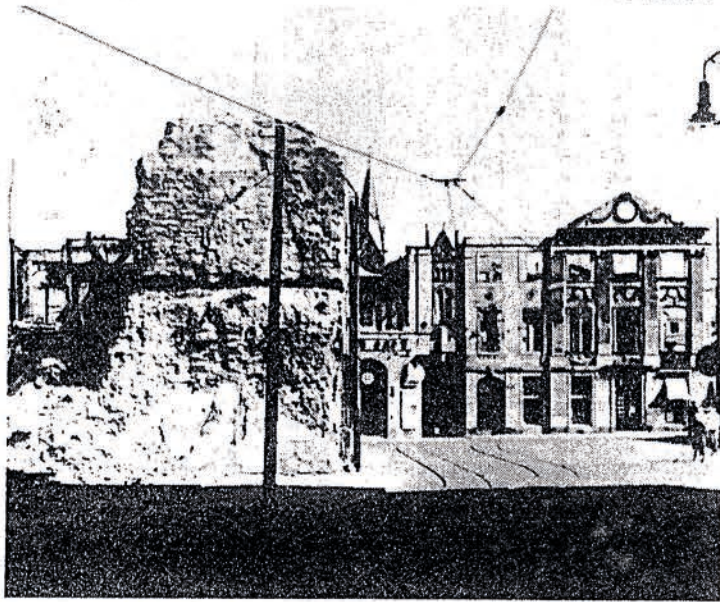
So ist es kein Wunder, daß Osnabrück zu den Städten mit der niedrigsten Arbeitslosigkeit unter Flüchtlingen und Vertriebenen gehörte. In anderen zerbombten Städten war es ähnlich: Sie nutzten das Zuzugsverbot, um sich tüchtige Arbeitskräfte auszusuchen, hielten sich aber die „Sozialfälle“ vom Leib. Ein interner Vermerk der Stadtverwaltung vom 24. Juli 1946 läßt diese Doppelbödigkeit durchschimmern: „Wir müssen künftig die Gründe des Zuzugs nach Osnabrück etwas mehr beachten, weil uns sonst die Mil. Gov. (Militärregierung) wegen der Zuzugssperre Schwierigkeiten machen könnte.“

Der Bezirksregierung blieb das nicht verborgen. Ende 1948 notifiziert der Flüchtlingsdezernent: „Die Stadt muß gezwungen werden, die arbeitsbedingten, also zeitbegrenzten

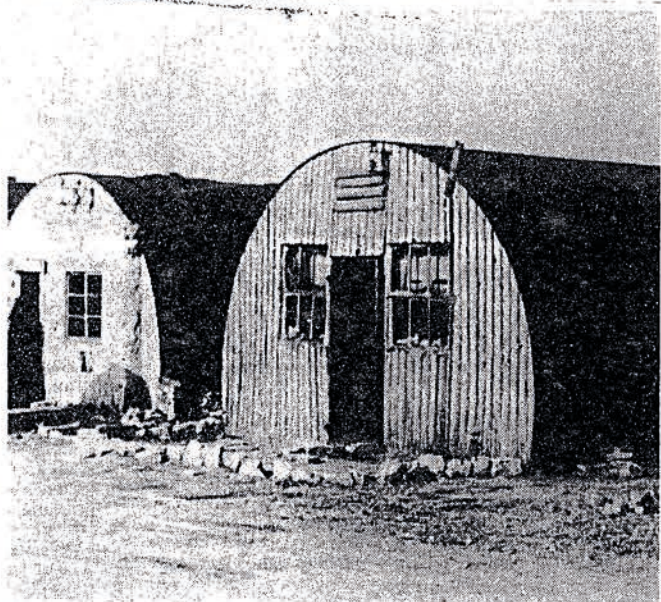
Der erste Kältetote von 1947 war ein Flüchtling

tung Gartenland an Flüchtlinge und Vertriebene. Selbst vor dem Hauptbahnhof bauten die Bewohner der dort aufgestellten Nissenhütten Kartoffeln an.

Das Eindrucksvollste am Buch der Flüchtlingsforscher sind die Interviews mit Zeitzeugen. So kommen 100 Menschen zu Wort, die das Schicksal nach Osnabrück verschlagen hat. Mit ihren eigenen Worten schildern sie, welches Leid sie durchmachen und welche Hoffnungen sie begraben mußten. Dr. Jochen Oltmer, der das Projekt redaktionell betreut hat, findet vor allem die Aussagen der Frauen bewegend: „Die sind emotionaler und interessanter“, sagt er, die Männer hätten sich wohl mehr an das Materielle geklammert.



DIE EINEN WAREN AUSGEBOMBT, die anderen hatten alles verloren: Die Fotos zeigen den zerstörten Nikolaiort und Nissenhütten, wie sie überall im Stadtgebiet und hier in Belm als Notquartiere dienten.



IN KILOMETERLANGEN TRECKS zogen die Flüchtlinge 1945 nach Westen.

150 in einem Viehwagen, ohne Heu und Stroh

In Holzschuhen mit dem Kind auf dem Arm über die Zonengrenze – Interviews mit Vertriebenen

Frau P. aus Schlesien, Jahrgang 1916: Da wurden wir in Viehwagen verladen, wissen Sie, diese Viehwagen, wo oben die Kühe so rausgucken, ohne irgend etwas darüber natürlich. Ohne Heu und Stroh oder was, also so'n glatten Boden. So ca. 30 Personen kamen in den Waggon rein und haben den ganzen Tag bis zum Dunkelwerden auf dem Bahnhof gestanden. Und wie es dunkel war, die Türen zu, wurde hinderrangiert... Da haben wir am nächsten Morgen erst gemerkt, daß wir nach'm Westen kamen. Wir wußten nicht, wo wir hinfahren, und da wa-

ren wir eine Woche unterwegs... Marienborn, da wurden wir ausgeladen und wurden von dort dann in einem normalen Zug... Und kamen so in der Nacht, also nach 12 Uhr, an meinem Geburtstag in Bramsche an. Haben dort die ganze Nacht in Bramsche gestanden und ja, wo sind wir eigentlich? Bramsche, nie gehört, 15 km von Osnabrück entfernt. Osnabrück, wußten wir sofort, Westfälischer Friede 1648.

Frau K., geboren 1918 in Pommern: Kurz vor sechs, es war eiskalt an dem Tag, da klopfte

es ans Fenster: Binnen zehn Minuten raus. Sie können sich vorstellen, was man da noch gegriffen hat, fast nichts. Meine Mutter wurde rausgetrieben, weil sie noch ein Kleindungsstück nehmen wollte für die Kleine... Dann sind wir nach Schlawe gekommen und dort sind wir in Waggons verladen worden, wo das Vieh zuvor rausgetrieben worden war... Wir waren zu 150 in diesem Waggon. Also stehen gerade noch so, aber es konnte auch keiner umfallen... Wir sind immer wieder auf totes Gleis geschoben worden, damit die Polen uns berauben konnten.

Also sie sind dann immer zu Banden eingestiegen und haben uns beraubt, nach Strich und Faden, weil sie wußten, einige Flüchtlinge hatten doch allerhand mit. Also das letzte, was die dann hatten, wurde ihnen auch noch genommen... Und dann sind wir in Berlin gelandet bei den Verwandten... Dort haben wir dann eine Atempause gehabt... Und dann sind wir von dort eines Morgens losgetrabbt, zu Fuß über die Zonengrenze, das waren ungefähr 20 km. Das war am 28. oder 29. November 1945... Ich hatte Holzschuhe an, also Holzschuhe, die meine

Füße so dick anschwellen ließen, und sind dann über diesen gefrorenen und zum Teil schneeigen Boden getrabbt, ich immer das Kind im Arm, das fast ein Jahr alt war... Also ich habe mir dabei – nebenbei gesagt – das ganze Rückgrat verbogen.

Frau S., Jahrgang 1917, aus Pommern: Die Einwohner Hellerns kauften eigentlich wenig bei meinem Mann, obwohl wir lange in Hellern wohnten, aus dem einfachen Grunde, weil er nicht in den Vereinen mit drin war, Gesangsverein und Schützenverein. Mein Mann sagte,

diese Saufereien mag er nicht. Und dann sagten sie, dann kaufen wir auch nicht bei dem.

... Ja, ich bin jetzt im Alpenverein, seit zwölf Jahren. Aber es ist merkwürdig, der nähere Kontakt, was wirklich etwas herzlicher ist, das sind auch die Vertriebenen... In Hellern, wo wir gewohnt haben, wurden wir doch anerkannt von den Nachbarn. Bis auf diese Kleinigkeiten, na ja, die eben doch sehr weh tun können,

Herr K., geboren 1930 in Polen: Ich habe hier viel geschaffen, viel gemacht, aber mein Herz hängt dort hin. Ich habe mich selber schon mal erwischt, ich wollte in Osnabrück zur Schloßstraße und ich denke, die Schloßstraße ist an der Weichsel – und ich bin in Osnabrück.